

dtv

Feinsinnig und unpräventiös beschreibt Claretta Cerio ihre Kindheits- und Jugendjahre von 1927 bis 1945 zwischen zwei völlig unterschiedlichen Inselwelten. Da ist Capri, die Heimat der Mutter, wo sie zusammen mit ihren Geschwistern die unbeschwerten Ferienzeiten verbringt. Und da ist Sylt, wo der Großvater ein Café betreibt und Friesenkekse herstellt. Hin- und hergerissen zwischen den Welten, Sprachen und Kulturen, versucht das junge Mädchen, seine ganz eigene Heimat zu finden. Doch der aufkommende Nationalsozialismus zwingt die Familie zu einer folgenschweren Entscheidung.

*Claretta Cerio*, 1927 als Tochter eines Deutschen und einer Italienerin auf Capri geboren, verlebte die ersten Jahre ihrer Kindheit auf Sylt. Mit Ausbruch des Zweiten Weltkriegs zog ihre früh verwitwete Mutter mit den vier Kindern zurück nach Capri. Claretta Cerio studierte Philologie an der Universität Neapel und promovierte über Capri in der deutschen Literatur. Die Autorin lebt heute in der Toskana.

CLARETTA CERIO

# Mit Bedenken versetzt

EIN LEBEN ZWISCHEN  
CAPRI UND SYLT

dtv

**Ausführliche Informationen über  
unsere Autoren und Bücher  
[www.dtv.de](http://www.dtv.de)**



Neuausgabe 2018  
Erstmals veröffentlicht 1981 beim  
Franz Schneekluth Verlag, München  
© 2018 dtv Verlagsgesellschaft mbH & Co. KG, München  
Umschlaggestaltung: Wildes Blut, Atelier für Gestaltung,  
Stephanie Weischer unter Verwendung  
eines Fotos von ullstein bild/Archiv Paolo Costa  
Postkarte auf dem Umschlagrücken © Archiv S. v. Bremen  
Gesetzt aus der Palatino 9,5/12,3  
Gesamtherstellung: Druckerei C.H.Beck, Nördlingen  
Gedruckt auf säurefreiem, chlorfrei gebleichtem Papier  
Printed in Germany · ISBN 978-3-423-21712-5

»Man lernt sich selbst nie kennen,  
man kann sich nur erzählen ...«

*Simone de Beauvoir*



# 1

1927 – mein Geburtsjahr und auch das der Coca-Cola, wie ich kürzlich erfuhr. Jeder hat so seine Zeitgenossen.

Mit drei Wochen Verspätung kam ich endlich am 22. April in dem Haus meiner Großeltern mütterlicherseits auf Capri zur Welt. Von der Zangengeburt war mein Kopf etwas eingedrückt und schwarzblau angelaufen, und ich sah wohl auch sonst nicht gerade beruhigend aus, denn mein Vater fragte verstört:

»Ist... ist sie normal?«

Etwas voreilig vielleicht wurde ihm versichert, ich sei ganz normal.

Um die Geburt seines ersten Kindes abzuwarten, hatte er sich bereits länger als beabsichtigt auf Capri aufgehalten, er hätte schon längst in Wien sein sollen, um das Personal für den Betrieb meines Großvaters in Westerland auf Sylt zur kommenden Fremdensaison anzuheuern.

Dieser großväterliche Betrieb hieß ›Wiedermanns Wiener Kaffeegarten‹. Ich weiß keinen Grund für jenes Eigenschaftswort, denn niemand in der Familie hatte je eine Beziehung zu Wien. Wahrscheinlich gab nur die damalige Mode den Anlass dazu. Heute könnte es genauso gut in Wien eine Sylter Erfrischungshalle mit Roter Grütze und Dickmilch geben.

Der Taufe wohnte mein Vater noch bei, da diese schon am nächsten Morgen stattfand. Mama, eine tiefgläubige

Katholikin, war wie alle Südtaliener – jedenfalls damals – überzeugt davon, dass ein innerhalb vierundzwanzig Stunden nach der Geburt getaufter Säugling eine arme Seele aus dem Fegefeuer erlösen würde.

Um diesem unbekanntem Büsser eine rasche Aufnahme ins Paradies zu ermöglichen, wurde ich in aller Herrgottsfrühe mit einer Pferdedroschke – Autos gab es zu der Zeit auf der Insel noch nicht – zur großen Kirche auf der Piazza gebracht. Die Taufe wurde im engsten Familienkreis vollzogen und auch von einem Angehörigen zelebriert, und zwar von Zipré. Er war ein Onkel meiner Mutter und wurde in capresischer Mundart Zipré genannt: Onkel Priester. Taufpatin war Mamas einzige Schwester, Matilde. Später lernte ich meine verschiedenen Tanten in Deutschland kennen und auch die amerikanische, aber Matilde sollte in meinem Leben und dem meiner Geschwister eine so bedeutende Rolle spielen, dass alle anderen nur Randfiguren blieben. Wir haben sie auch nie mit ihrem Namen gerufen, sondern auf Italienisch Zia: Tante.

Was meine Namensgebung anbetraf, gab es keine Zweifel: Klara, wie meine schon lange verstorbene Großmutter väterlicherseits, denn das gehört sich so in Süditalien, aus Respekt für das männliche Familienoberhaupt. Die Namen der Großeltern mütterlicherseits sind erst bei den nächsten Kindern an der Reihe, und so konnte meine zwei Jahre später geborene Schwester dann Raffaella getauft werden. Bei meinem schon dreizehn Monate nach mir erschienenen Bruder machte die Familienpietät allerdings eine Pause, denn die Namen der beiden Großväter – Otto und August – fanden alle so hässlich, dass man sich für Carlo entschloss.

Unser jüngster Bruder erblickte 1933, kurz nach der »Machtergreifung«, in Westerland das Licht der Welt.



Damals war unser Vater schon so tief in die Politik verstrickt, dass er ihn Hans Eberhard taufen ließ, nach einem im Kampf für den Nationalsozialismus gefallenen Freund von ihm, und noch jetzt sehe ich Papa, wie er sich aus dem Fenster unserer Westerländer Wohnung in der Strandstraße hinausbeugt und einem vorbeigehenden Bekannten freudig zuruft:

»Ein kleiner SA-Mann ist geboren worden!«

Mein Erscheinen wurde jedenfalls nicht als das eines zukünftigen BDM-Mädchens begrüßt, und ich blieb, wenigstens zu Anfang, von politischen Hoffnungen völlig unbelastet. Bei der Taufe wurde mir, wie allen Täuflingen auf Capri, ein Goldkettchen mit einem kleinen Medaillon umgehängt, auf dem die Madonna von Pompeji abgebildet und auf dessen Rückseite Name und Geburtsdatum eingraviert waren. Und wie alle Kinder auf Capri verlor ich es dann eines Tages im Meer beim Baden. Wenn man den Golf von Neapel trockenlegen würde, könnte man diese Kettchen mit Anhänger wohl zentnerweise einsammeln.

Papa fuhr noch am gleichen Tag einigermaßen beruhigt ab, mit der Zusicherung, dass wir ihn in Westerland wiedertreffen würden, wenn Mama sich erholt hätte, was einen Monat dauern sollte. Wahrscheinlich hat sie diese Zeit etwas ausgedehnt, da sie besonders schön für sie gewesen sein muss.

In Ruhe konnte sie nach langer Trennung wieder in dem Haus ihrer Kindheit mit den Eltern – Raffaella und August Weber –, mit Zia und Zipré zusammensein. Damals war auch ihr Bruder Giorgio noch da, ein Arzt, der ein Jahr später seiner antifaschistischen Gesinnung wegen nach Amerika auswanderte.

Durch meine capresische Großmutter waren wir mit der halben Insel verwandt. Ganze Scharen pilgerten hi-

nunter zu unserem Haus am Südufer, der Piccola Marina, um mich zu besichtigen, und brachten kleine Gaben mit, meistens ein Hörnchen aus Roter Koralle gegen den bösen Blick. Meine fromme Mutter hielt nichts von diesem Aberglauben und legte die Amulette weg, die so zahlreich waren, dass sie gut einen kleinen Laden damit hätte eröffnen können.

Ein Korallenhörnchen zum Schutz hätte sie mir vielleicht doch lieber lassen sollen, denn als ich zu laufen anfing, steckte ich eines Tages das Kettchen in den Mund, verschluckte den Anhänger und wäre fast an der Madonna von Pompeji erstickt. Es lässt sich nie voraussagen, was uns Segen oder Verhängnis bringen wird.

Der weitverzweigte capresische Verwandtenkreis fand mich *bellissima*, ein liebevolles Kompliment, das man auf Capri auch dem hässlichsten Baby nicht versagt.

Auf der Reise nach Westerland begleitete uns Zipré. Damals hatte Capri noch keinen Hafen, und Sylt war noch nicht durch den Hindenburgdamm mit dem Festland verbunden. Beide Inseln waren noch richtige Inseln, mühsam, wenn nicht sogar gefährlich zu erreichen und zu verlassen, und auch das nur, falls es die Elemente und primitiven Verkehrsmittel zuließen. Diese Insularität haben beide längst eingebüßt: Sylt ist eine Halbinsel von Schleswig-Holstein geworden, und zwischen Capri und dem Festland flitzen Dampfer und Schnellboote unablässig hin und her, sodass sie gleichsam eine Brücke über den Golf schlagen.

Bevor der Capreser Hafen gebaut wurde, ankerte der einzige kleine Dampfer, »Principessa di Piemonte«, der den Transport der Passagiere besorgte, vor der Grande Marina; die Reisenden mussten eine Leiter hinabsteigen und wurden dann mit Ruderbooten an den Strand ge-

bracht, wo sie bei stürmischer See von den Fischern herausgehoben und aufs Trockene gesetzt wurden.

Der Kapitän der »Principessa di Piemonte«, Marino Canale, war ebenfalls um zig Ecken mit uns verwandt und trug mich persönlich in einem ebenso prunkvollen wie unpraktischen Steckkissen an Bord.

Die Reise bis Sylt dauerte in jener Zeit vier Tage und drei Nächte, und die häufige Umsteigerei machte sie noch beschwerlicher. Auf dem Bahnhof von Mailand war Mama mit ihren Kräften am Ende.

»Ich kann sie nicht mehr halten! Wenn Ihr sie mir nicht abnehmt, lass' ich sie fallen!« In Italien werden Respektpersonen auch von den Angehörigen in der Mehrzahl angeredet.

Mamas Drohung war offensichtlich ernst gemeint, denn der gute Zipré musste sich überwinden und ihr das Steckkissen abnehmen. Im schwarzen Talar, mit dem schreienden Säugling auf dem Arm, lief er verschämt an den grinsenden Zuschauern vorbei zum Zug.

War es schon nicht einfach, von Capri abzufahren, so war es noch umständlicher, in Sylt anzukommen. Wären wir nur eine Woche später abgereist, hätten wir zusammen mit Hindenburg den neuen Damm einweihen können; so hingegen ging es noch auf die alte Art: erst über die dänische Grenze, dann wurde ein Schiff bestiegen, das nach einer Zwischenstation auf der Insel Röm durch das Lister Tief fuhr und in Munkmarsch anlegte, wo uns mein Vater erwartete. Wieder in einem Pferdewagen – diesmal nur, weil eine Kutsche besser zu unserem feierlichen Einzug passte, denn Mietautos gab es bereits einige –, kamen wir in Westerland an.

Opa empfing uns vor dem Haus auf dem Treppenabsatz und begrüßte mich freudig:

»So, jetzt ist sie zu Hause!«

Zu Hause – was immer das auch bedeutet. Für uns – meine Geschwister und mich – ist es nie ein eindeutiger Begriff geworden. Unser Zuhause hatte zwei weit voneinander entfernte und unvereinbare Pole – Sylt und Capri –, und das waren nicht nur verschiedene geographische Orte und Nationalitäten, sondern verschiedene Lebensweisen, Weltanschauungen, Mentalitäten, manchmal entgegengesetzt und sehr verwirrend. Auf Capri fand man uns »furchtbar deutsch« und in Westerland »schrecklich italienisch«. Wir wurden stets aufgefordert, unsere »deutsche Mentalität« oder unsere »italienischen Manieren« abzulegen, je nachdem. Was man an Andersartigkeit mitbrachte, wurde jedenfalls nie als Vorzug angesehen.

Ich glaube, wir lebten gleich gern an beiden Orten, aber wo wir auch waren, überfiel uns stets ein leises Heimweh nach dem anderen; irgendwie war man nie ganz da. Man stellte andauernd Vergleiche an, maß hier an dort, und bekanntlich hat alles Entfernte meist größere Reize als das, was einen gerade umgibt.

In unseren ersten Lebensjahren gab es wenigstens noch eine klare Einteilung, die jeder dieser beiden Umwelten eine genaue Bedeutung zuwies: Westerland war Alltag, war Schule, streng geregelte Tageszeiten und Pflichten; Capri bedeutete Ferien, Freiheit und war ein Ausnahmezustand, den man umso mehr genoss, weil er von vornherein auf eine bestimmte Zeit beschränkt war. Dann brach der Krieg aus, und wir mussten Deutschland verlassen; Capri wurde nun auch zum Alltag und verlor viel von seinem Zauber. In unseren Plänen verlegten wir alle Zukunftssehnsucht jetzt in die unerreichbare nordische Heimat: »Wenn der Krieg aus ist, fahren wir wieder nach Hause ...«, sagten wir.

Als der Krieg schließlich endete, war es zu spät. Das Westerländer Haus war verkauft worden, Opa gestorben,

Sylt schien uns gänzlich verändert, nichts stimmte dort mehr mit unseren Kindheitserinnerungen überein, und wir waren inzwischen fast erwachsen und hatten uns daran gewöhnt, mit unserer Zwiespältigkeit zu leben.

Diese rückblickende Bestandsaufnahme klingt vielleicht negativ, was aber nicht gerecht wäre. Der ständige Wechsel zwischen zwei Nationalitäten, ohne einer ganz anzugehören, prägt einen auch in positiver Weise. Niemand von uns hat je im Brustton rügender Selbstherrlichkeit sagen können: »Bei uns zu Hause macht man das so!« Es war eine frühe Erkenntnis, dass man nicht schon deswegen etwas besser weiß, weil das, was der andere weiß, anders ist. Wir wurden weltoffener, anpassungsfähiger und toleranter als unsere sesshafteren Gefährten hier und dort – ein nicht schmerzloser Prozess; immerhin, der Umgang mit anderen Menschen wurde uns dadurch erleichtert.

Man kann sich als Kind in verschiedenen Umwelten einleben und sie so eingehend kennenlernen, als gehöre man dazu, aber es wird einem unweigerlich versagt bleiben, darin Wurzeln zu schlagen.

Gleich nach Kriegsende erschien mein erster Artikel in einer deutschsprachigen Zeitung von Buenos Aires, deren Leserschaft aus emigrierten Deutschen bestand. Wahrscheinlich verstanden jene Leser, infolge eigener Erfahrungen, besonders gut, was ich darin sagen wollte, so unfertig und naiv ich es auch, meinen achtzehn Jahren gemäß, ausdrückte:

### *Die zwei ungleichen Hälften*

»Gelegentlich treffe ich den einen oder anderen, der zu mir sagt: ›Ach, Sie haben deutsches und italienisches

Blut?! Wie nett für Sie, es muss wunderbar sein, zwei Heimaten zu haben!<

Dass es wunderbar ist, den Plural eines Begriffs zu vertreten, den es für andere nur im Singular gibt, habe ich bisher noch nie feststellen können.

Es gibt nur *die* Heimat, und wenn man das Los hat, dass diese Heimat aus zwei verschiedenen Nationen besteht, wird man ewig vergebens versuchen, diese ungleichen Hälften zu einem Ganzen zu vereinen.

Während meiner Kindheit verbrachten wir einen Teil des Jahres in Deutschland, den restlichen in Italien.

Ich war sehr patriotisch, und zwar in der Weise, dass ich in Italien als rabiante Deutsche auftrat und mich in Deutschland hundertprozentig italienisch fühlte. Das erregte stets Heiterkeit bei meinen Mitmenschen und das unbedingte Bedürfnis, mich zu provozieren. Die italienischen Bekannten fanden es urkomisch, wenn ich treu und brav mit meinen Gretchenzöpfen bei der geringsten Stichelei über den deutschen Gänseschritt knallrot anlief; sogar die kleinen Gassenjungen hatten das heraus und schrien mir nach: ›Eins, zwei ... eins, zwei.<

Kamen wir nach Deutschland, vergalten mir meine Spielgefährten ihren Ärger, dass sie keine Gelegenheit hatten, in den Süden zu fahren, indem sie alle meine italienischen Gefühle beleidigten:

›Die Italienerin! Pfui, die Italiener sind schmutzig, sind feige, sind faul!< Da konnte ich nur handgreiflich werden und mit meinen Beleidigern im Sandkasten raufen, um die italienische Ehre hochzuhalten.

Am unangenehmsten war es dann später in der Schule, zum Beispiel während der Geschichtsstunde, da sagte der Lehrer in Deutschland:

›... und 1915 verrieten uns die Italiener, brachen den Dreimächtebund und traten aufseiten der Gegner in den

Krieg ein ...< Alle schauten mich an, und ich fühlte mich verantwortlich für jenen Verrat.

>... in heldenhaften Kämpfen gelang es bei Caporetto, den Italienern eine schwere Niederlage zuzufügen ...<, und die auf mich gerichteten Blicke drückten klar aus, was man von so miserablen Soldaten hielt.

In Italien sagte der Lehrer in der Geschichtsstunde:

>... und dann kam Barbarossa mit seinen Barbaren über die Alpen und vernichtete Mailand so gründlich, dass nichts von der schönen Stadt übrigblieb ...< Alle schauten mich vorwurfsvoll an, als hätte ich mich damals bei der Zerstörung Mailands aktiv beteiligt.

>... 1527 erreichte die deutsche Grausamkeit mit dem Sacco di Roma ihren Höhepunkt ...<, und wer neben mir auf der Schulbank saß, rückte demonstrativ von mir ab.

In Deutschland sagte der Lehrer in der Biologiestunde:  
>... denn die nordische Rasse steht hoch über jeder anderen. Alle bedeutenden Menschen waren nordisch, auch der einzige große Dichter Italiens, Dante Alighieri, war nordisch geprägt und hieß eigentlich Dante Altinger ...<, und ich schämte mich zutiefst, dass der 'einzige' große italienische Dichter nicht einmal richtig italienisch gewesen sein sollte.

In Italien sagte der Lehrer in der Religionsstunde:

>... und mit seiner Reform versuchte dieser gottverräterische Deutsche und abtrünnige Augustinermönch, Martin Luther, die heilige römisch-katholische Kirche durch seine ketzerischen Lehren zu untergraben ...<, und ich fühlte mich verpflichtet, eine Lanze für die fünf-undneunzig Thesen zu brechen, obwohl ich doch streng katholisch erzogen worden war.

Meine besten deutschen Freunde sagen mir stets, dass die Italiener Mandolinenspieler, *pappagalli* und Verratsnudeln sind.

Meine besten italienischen Freunde sagen mir stets, dass die Deutschen Arbeitstiere, Barbaren und Kunstbaunauten sind.

Und jetzt fühle ich mich wieder verantwortlich, weil in diesem Krieg Italien die deutschen Verbündeten abermals verraten hat und die Deutschen erneut italienische Städte zerstört haben.

Das wird wohl immer so weitergehen, und dann gibt es Leute, die sagen können:

›Ach, wie nett, es muss wunderbar sein für Sie, zwei Heimaten zu haben!‹«



Mein Großvater, August Weber, kam 1884 zum sechsten Mal zu Fuß von seiner Geburtsstadt München nach Rom. Diese Wanderlust lag in der Familie, denn seine Mutter pflegte ihre eleganten Roben auf einen kleinen Ziehwagen zu packen und, ebenfalls per pedes, nach Nizza zu pilgern, wo sie – denn sie war für Kontraste – im »Negresco« logierte. Meistens ging sie von dort aus nach Monte Carlo, ein für ihre Begriffe gemütlicher Spaziergang, um im Kasino zu spielen.

Für die Frau eines Staatsrats, der wegen seiner Verdienste von Ludwig dem Zweiten auch noch geadelt worden war, fanden sie die Münchner reichlich exzentrisch. Allerdings war sie eine »Zuagroaste«, was ihnen ein so ausgefallenes Gehabe teilweise erklären mochte.

Die Familie Weber stammte aus dem Elsass. Ein Vorfahr war königstreuer Beamter unter Ludwig dem Sechzehnten und büßte während der Revolution seinen Kopf ein. Sein Sohn wurde unter Napoleon General, und auch ihm setzten die historischen Ereignisse zu, denn seine Beine erfroren auf dem russischen Feldzug, ebenso seine Nase, die noch heute blaurot auf einer Miniatur zu sehen ist.

August Weber war so ungewöhnlich wie seine Mutter, wenn auch auf andere Weise.

Er sollte Ingenieur werden, brach aber seine Studien bald ab und ging auf die Kunstakademie; dort sah er schnell ein, dass er es nicht einmal zu einem mittelmäßigen Maler bringen würde.

Er beherrschte vier lebende Sprachen, dazu Altgriechisch und Latein, war literarisch hochgebildet, jedoch fehlte ihm jede Veranlagung, seine Kenntnisse praktisch auszuwerten. Zu Geld und Ehren zu kommen wie sein Vater, schien ihm kein erstrebenswertes Ziel. Was er wollte, war ihm wohl selbst nicht klar, eher schon, was er absolut nicht wollte, nämlich eine Lebensbahn in den engen Gleisen einer gutbürgerlichen Tradition.

Als er, bereits vierzigjährig, seine sechste Wanderung nach Italien unternahm, war er, wie er in seinem Tagebuch vermerkte, am Tiefpunkt seiner Existenz angelangt.

Diesmal dehnte er von Rom die Fußreise noch weiter nach Süden aus, wahrscheinlich von der Behauptung Johann Kaspar Goethes angeregt, wer Neapel gesehen habe, könne in seinem Leben nie wieder ganz unglücklich sein, und das war genau das, was sein Seelenzustand brauchte.

In der großen Hafenstadt angelangt, sah er am Horizont Capri in blauem Dunst wie eine Fata Morgana zwischen Meer und Himmel schweben.

Wie komme ich da hin?, fragte er sich sofort. Jeder vernünftige Mensch hätte sich nach den Schiffsverbindungen zur Insel erkundigt, doch eine so simple, logische Denkweise entsprach ihm nicht. Stattdessen kaufte er von einem Fischer am Posillip ein kleines Ruderboot und stach in See.

Als guter Bayer war er mit dem Meer und seinen Tücken keineswegs vertraut. Mitten im Golf erlahmten seine Kräfte, Delphine tauchten scharenweise auf, schnellten aus dem Wasser und brachten den kleinen Kahn zum Schwanken. Der bayerische Odysseus wurde seekrank, verlor ein Ruder, und sein Boot schaukelte führerlos auf den Wellen, während die Nacht hereinbrach.

Bei Morgengrauen wurde es von Zollwärtern gesichtet; sie zogen die erschöpfte Landratte an Bord ihres Schiffes und begannen ein strenges Verhör. Ein Ausländer, der in einem Boot allein in italienischem Hoheitsgewässer herumtrieb, schien ihnen mehr als verdächtig. Es handelte sich zweifellos um einen Spion.

So wurde August Weber ohne weitere Umstände verhaftet, nach Capri gebracht und im Gefängnis einquartiert.

Die Capresen waren sehr erfreut, endlich einmal einen Häftling in ihrem sonst immer leeren Gefängnis besichtigen zu können, das aus einer einzigen, von einer Gittertür abgeschlossenen Zelle auf der Terrasse der heutigen Funicolare bestand, und mitleidig steckten sie ihm durch die Eisenstäbe Essen zu.

Doch diese Gefängnisattraktion blieb ihnen nur kurz, denn die Behörden stellten bald fest, dass der Verhaftete völlig ungefährlich war, kein Spion, sondern nur ein *forestiero pazzo*, ein verrückter Ausländer, womit nichts Nachteiliges gemeint war. Forestieri hatten ja alle einen Klaps; das wusste man auf der Insel.

August Weber wurde freigelassen, sah sich um und erkannte, dass er endlich sein Tusculum gefunden hatte und wie die alten Römer sagen konnte: »*Hic manebimus optime!*« Er war am Ziel, hier würde er das Leben führen, nach dem er sich unbewusst immer gesehnt hatte.

An der Südseite der Insel, der Piccola Marina, richtete er sich in einem verlassenen Bootsschuppen häuslich ein. Genügsam, wie er war, konnte er seine Bedürfnisse leicht befriedigen. Als Vegetarier aß er nur Gemüsesuppen, die er in einem Topf kochte, auf den er »*Mihi et musis*« eingegritzt hatte. Für ihn und die nicht besonders wählerischen Musen war das genug, und auch die Fischer der Piccola Marina hatten ihren Vorteil, denn wenn sein Kochtopf

verschmutzt war, warf er ihn ins Meer und erstand einen neuen sauberen. Die von den Wellen blankgescheuerten Töpfe wurden nach einiger Zeit wieder ans Ufer getrieben und bereicherten den dürftigen Hausrat der Fischerfamilien.

Er erteilte den auf Capri ansässigen Ausländern Sprachunterricht, half den Fischern die Netze flicken, schrieb Nonsensverse und malte Heiligenbilder für die Bauern, meistens San Costanzo, den Schutzpatron der Insel. Man entlohnte ihn in Naturalien, das war ihm recht, zu Geld hatte er sowieso keine Beziehung; und die Goldtaler, die seine Mutter ihrem Lieblingssohn pünktlich jeden Monat schickte, steckte er achtlos unter sein Strohlager.

Erst als er sich in eine anmutige Capresin, Raffaella Desiderio, verliebte, stieß er auf Schwierigkeiten. Raffaelas Vater, der mit Recht den Namen Marziale, der Kriegerische, trug, hatte nicht die geringste Absicht, diesem *forestiero pazzo* und offenbar auch Habenichtss die Hand seiner Tochter zu gewähren.

Marziale war genauso energisch wie sein Vorfahr, ein Baumeister aus Amalfi, der um 1700 nach Capri gekommen war, um unter Aufsicht und nach den Plänen eines neapolitanischen Architekten den Capresen eine neue Kathedrale zu errichten. Da der Architekt es jedoch aus Angst vor türkischen Piraten nie über sich brachte, den Golf zu überqueren, konstruierte der Baumeister Desiderio die Kirche einfach nach seiner Nase, und sie wurde auch recht hübsch mit den vielen kleinen Kuppeln, die sich wie Lämmer um die Rundung des Hauptgewölbes scharen.

Sein Abkömmling Marziale war wohlhabend und wäre sogar reich gewesen, hätte er, von seiner Streitsucht verleitet, nicht andauernd Prozesse angestrengt, die er regel-